



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Hexenkind vom Zululand

Das Hexenkind vom Zululand

Aus dem Zaubererleben im Heidentum
von Schw. M. Engelberta, Missionschwester vom kostb. Blut
(Fortsetzung.)

Da jagte sie mich, ein glimmendes Holzscheit ergreifend, zur Türe hinaus. „Ich habe ihre Geister fortgejagt!“ sagte sie. Pnyolida weinte, raffte sich jedoch bald auf und sagte: „Gräme Dich nicht, meine Freundin. Nicht mehr lange, dann wird sich alles ändern. Ich fühle es, auch Risimus sagte mir gestern: ‚Du, Schwesterchen, wir müssen uns auf etwas Großes gefaßt machen.‘ Meine Mutter sagte mir, Nokwasikonke hat etwas Schreckliches im Sinne. Die Leute sehen sie des Nachts mit ihrem Imfene herumreiten, und der große Elefant ist auch immer fort. Weißt Du, der Mais ist jetzt bald reif, das Uma-bele leuchtet blutrot — das ist unsere böse Zeit.“ So sprach Pnyolida, das Hexenkind, und schmiegte sich zärtlich an ihre starke, viel ältere Freundin Nosifi. „Welch schönen Namen Du hast,“ sagte sie, „Christina, also das heißt Christin, nicht? — O, wann werde ich das Glück haben, nicht mehr ein Teufelskind, sondern ein Gotteskind zu sein?“ Christina erzählte den Schwestern alles, welche inniges Mitleid mit dem Kinde hatten.

Was aber war zu tun? Nokwasikonke war und blieb eine Hexe; ganz verknöchert in ihrem Wahn. Möglich war es schon, daß sie das eigene Kind noch töten könnte. In der Schulpause sahen die beiden Schwestern von Bergeshöhe hinab in den Talgrund zum Kraale des Zauberers. Pnyolida wandelte an ihrer Seite. „Ich will heute nicht heim gehen nach der Schule. Bitte, darf ich bei euch bleiben?“ flüsterte das Kind. Ratlos sahen die Schwestern einander an. „Wir dürfen aber dem Willen Deiner Eltern nicht entgegen handeln, Kind, sonst werden die Dinge noch schlimmer und sie lassen Dich nicht mehr in die Schule gehen.“ „Heute aber kommen Vater und Mutter nicht nach Hause“, sagte Noninsa, die Mutter Risimus, da könnte ich doch hier schlafen, bitte!“ sagte Pnyolida flehend. „Wo ist sie hin“, fragten die Schwestern. Ich weiß es nicht, aber ich denke in die Teufelschlucht. Sie muß wohl ihre Geister, die ich ihr heute nacht verscheuchte, wieder besänftigen,“ sagte Pnyolida. „In der Teufelschlucht soll sie sich jetzt oft herumtreiben, sagen allgemein die Frauen, welche da unten am Fluß ihre Wäsche waschen und sie oft hingehen sehen.“

„Unsere Christine soll lieber auch nicht mehr dahin zum Fluß waschen gehen, lieber auf die andere Seite, wo offenes Tal ist,“ sagte darauf Schwester Angelina, „es ist zu unheimlich, so nahe bei der Teufelschlucht.“

Schaurig war die Kluft, von rauhen
Felsenknorren überhangen;
Um das Torgewölbe schlichen
Efeuranken, grüne Schlangen.
Schlangen krochen durch die Spalten,
Schwarze Schlangen, Wurzelknoten,
Wo die böse Drude hauste,
Weltvergeffen, wie die Toten.
Nachtgedanken, Neidgedanken,
Mordgedanken, die nicht schlafen,
Gib Verleumdung, Gift und Eisen
Todeswund ihr Opfer trafen.

Es war trübes, regnerisches Wetter, die Sonne wie in ein Nebelkleid gehüllt, und die Schulkinder wurden um eine Stunde früher heimgeschickt, da es schien bald zu regnen. Pnyolida stand zögernd und auch die Schwestern wußten nicht, was mit ihr tun. Da kam auf einmal eine erschütternde Nachricht, Männer, Frauen, Kinder liefen unter großem Geschrei und Wehklagen unten im Tale beim Flusse herum, und bald kam Kisimus, der die Herden heimgetrieben hatte, und sagte: „In der Teufelschlucht, am Flusse, haben Frauen, welche dort nachmittags ihre Wäsche waschen wollten, eine junge Frau mit abgeschnittenem Kopf und Händen in ihrem Blute liegend gefunden. Man wisse noch nicht genau, wer sie sei, aber es ist eine Christin, denn der Rosenkranz hing noch über den Kleidern, und man vermute, es sei die brave fromme Witwe Franziska.“

Pnyolida stieß einen gellenden Schrei aus und wäre umgefallen, hätte sie Christina nicht in ihren Armen aufgehalten. Die Schwestern legten die Ohnmächtige in Christinas Bett in der Kralhütte.

Noch vieles erzählte der Knabe, selbst aufs tiefste erschüttert, den Schwestern, was aber Pnyolida nicht mehr hörte, und man verschwieg es ihr auch. Dann bat er nochmals, schnell heimlaufen zu dürfen, denn er müsse mit seiner guten Mutter eine indaba enkulu (große Geschichte) ausmachen, dann komme er heute noch einmal zu den Schwestern, ihnen das Nähere zu berichten. Es wahrte nicht lange, da kam auch schon der Katechist Antonius und erzählte nun ausführlich über den Tatbestand. Die arme Ermordete sei wirklich niemand anderes als Franziska, die junge Witwe des vorigen Jahres gestorbenen Michael, welche in der Nähe der Teufelschlucht, aber oberhalb am Abhange, ihre Hütte mit ihrem 3—4jährigen Kinde bewohnte. Und weil sie eine fleißige, brave Frau war, verdiente sie sich bei den weißen Farmern, welche an der Uferseite des Flusses Amanisingi (viel Wasser) als Waschfrau, und hatte



Steinreiche Gegend in Rhodesta.

fast täglich hier am Wildbache der Teufelschlucht Wäsche zu waschen.

Franziska wohnte noch nicht sehr lange in dieser Gegend, und war so ziemlich unbekannt geblieben, weil sie sich als junge Witwe vor den Heiden fürchtete, wenig mit den Leuten verkehrte, als nur mit Christenfrauen.

Es wurde bestätigt, daß sie gegen Mittag mit einem großen Korb voll Wäsche auf dem Kopfe gesehen wurde, wie sie zur Teufelschlucht hinabstieg. Einige behaupteten, sie habe auch ihr kleines Bübchen, Josef, bei sich auf den Rücken gebunden gehabt.

Um 2 Uhr nachmittags ging eine andere Frau zum Wildbache, um ebenfalls etwas zu waschen. Zu ihrem Entsetzen fand sie die Frau ohne Kopf und Hände im Blute liegend, das Kind aber sah sie nicht gleich. Auf ihr Geschrei eilten nun von allen Seiten Leute herbei, Heiden und Christen aus der nächsten Umgebung, und letztere bestätigten, daß es Franziska sein muß. Sie erkannten sie an den Kleidern. Erst nach einer halben Stunde, als man den Platz rundherum genauer absuchte, um etwaige Spuren des Mörders zu entdecken, fand man auch das unglückliche Kind, ganz in einem Gestrüpp versteckt, starr und stumm vor Schrecken. Eine allgemeine Entrüstung erfüllte die Leute über solch ruchlose That. Keiner sagte es aus, aber in aller Augen konnte man lesen, wer und wen sie für den Täter hielten.

Seitdem Franziska das Hexenkind Pyolida im hohlen Baum in der Teufelschlucht gefunden und hinauf zu Mariä Leuchtturm die Anzeige davon gebracht hatte, habe sie die Hexe mehr denn je gehaßt und ausgesagt, Franziska habe Pyolida verhext, krank und widerspenstig gemacht, und sie sei schuld, daß der große Elefant so halb und halb nachgegeben habe, die Kinder in die Schule ließ und dem Christentum sich näherte.

Auch erinnerten sich alle, daß sie Franziska gleich ihren Fluch damals nachgeschickt habe, und auch Franziska habe sich immer sehr vor der Hexe gefürchtet. Am meisten wurde der verwaiste Josef bedauert, der sonst ein kluges Kerlchen, jetzt nach dem greulichen Mord, dem er mit seinen Kinderaugen, wie ihm die geliebte Mutter weggeschlachtet wurde, zuschauen mußte, und jetzt starr, stumm, wie blöd vor Schrecken war.

Die abergläubischen Heiden sagten natürlich, das Kind sei nicht stumm vor Schreck, sondern das habe die Scanti (Wasserschlange) gemacht, die er gesehen hat, denn die Hexe hat das alles so gemacht.

Letzteres jedoch dachten sie wohl alle, aber es zu sagen, getraute sich niemand, denn Nokwasikonke, die Allwissende, konnte ja ihre Gedanken sehen, nicht nur ihre Worte hören. Der Name des armen, unschuldigen Hexenkindes Pyolida war eng mit dem greulichen Morde verbunden. Jetzt erinnerte man

sich auch, wie Pyolida im Fieberwahn von einer jungen Frau mit abge schnittenem Kopfe geredet hatte und wie sie dann nach Maria Leuchtturm gebracht wurde.

Der Katechist Antonius erschrak sichtlich, als er hörte, Pyolida sei bei den Schwestern, und sagte gleich zu Schwester Angelina: „Behaltet das Kind nicht hier. Am besten wäre es, Pyolida verschwinde irgendwohin, wo es niemand weiß; denn daheim wird sie schließlich von der eigenen Mutter getötet, früher oder später, und in Maria Leuchtturm sollte sie auf keinen Fall bleiben“, sagte der besorgte und vernünftig denkende, erfahrene Geist. Armes Herenkind, dachten und sagten die Schwestern. Heimatlos, obdachlos, geächtet, verfolgt und verlassen wirst du umherirren müssen. Sollte Pyolida wirklich nicht nur geträumt haben, als sie mit Sehergeist von ihrem bevorstehenden Leiden und einem glückseligen, frühen Sterben sprach?

Will ein Herz in Freud erblühen,
Auf die ersten zarten Sprossen
Schleudern sie mit harten Händen
Winterschnee und rauhe Schloßen.
Und der Erdensohn, um aller
Not ein Übermaß zu schaffen,
Schlag auf Schlag auf seinesgleichen
Schwingt er die verruchten Waffen.
O, nicht hungermagere Wölfe,
Die ein krankes Reh gefunden
Und sich balgen um die Beute,
Reißen sich so tiefe Wunden!
Wäre nicht der Neid der Götter,
Menschen könnten glücklich werden,
Wäre nicht der Haß der Menschen,
O, es wäre schön auf Erden!

7. Kapitel. — Nomusa, die Gütige.

„Setze dich zu mir, mein Sohn, mein Augentrost, du, die Stütze und Hoffnung einer verfolgten Mutter, die Edelwürze eines von Menschen und Göttern geächteten Weibes. — An deiner Seite hoffte ich noch mal Freude zu erleben, doch mein Sohn, mein Einziger, die Geister, unsere Ahnen wollten es nicht. Komm, mutanami (mein Kind) komm!“

Eine junge, kaum 33jährige Zulufrau sagte diese Worte. Nomusa war es; schlank und hochgewachsen wie eine Edeltanne stand sie unter dem mächtigen Kaktusstrauche, der soeben seine hochroten Blütendolden kerzengerade zum Himmel erhob. Diese blumenreiche Sprache, mit welcher die unglückliche Frau stets zu reden pflegte, galt Risimus, ihrem Erstgeborenen und Einzigen.

(Fortsetzung folgt.)